

Egbert Klautke  
University College London  
School of Slavonic and East European Studies

## Die halbierte Moderne: Amerikanismusdebatten und Amerikanisierungsängste im Augsburg der Weimarer Zeit

Zu Beginn des Jahres 1927, als sich die öffentliche Auseinandersetzung mit dem „Amerikanismus“ in Deutschland ihrem Höhepunkt näherte, erläuterte die katholische Augsburger Post-Zeitung ihren Lesern dieses seinerzeit hitzig debattierte Schlagwort folgendermaßen: „Eines der heut gebräuchlichsten und bekanntesten Schlagwörter ist das Wort ‚Amerikanismus‘, in dem die Mehrzahl der Menschen all das zusammenfaßt, was als typisch amerikanisch gilt, nämlich: Kapitalismus, Materialismus, Automobilismus, Vollkommenheit der Filmtechnik, der Reklametechnik, Sport, Radio, Jazz, all das, was überhaupt für die meisten Amerika selbst ist.“<sup>1</sup> Der Autor des Artikels war darauf bedacht, den landläufigen Klagen über diese „amerikanischen“ Erscheinungen entgegen zu treten und lobte die USA stattdessen für die Überwindung ihres traditionellen, selbstbezogenen Isolationismus. Er stellte wohlwollend fest, dass die Amerikaner einen politischen Reifeprozess durchlaufen hätten, mittlerweile „die Pflichten der Weltbürgerschaft auf sich“ nahmen und sich aktiv für internationale Belange interessierten und einsetzten.

Mit seinem grundsätzlich positiven Tenor eher untypisch, bezeugt diese Augsburger Intervention in die große Weimarer Amerikanismusdebatte doch die enorme Bedeutung und Reichweite, die den Diskussionen um „Amerikanismus“ und „Amerikanisierung“ im Deutschland der Zwischenkriegszeit zukamen. Diese beiden Modewörter avancierten zu zentralen Begriffen der sozial- und kulturpolitischen Auseinandersetzungen und standen insbesondere in der kurzen Phase der Stabilisierung der Weimarer Republik, zwischen dem Ende der Ruhrkrise und dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, im Mittelpunkt vielfältiger Debatten

---

<sup>1</sup> Ch. Demmig, „Das Erwachen des Internationalismus in Amerika“, in *Augsburger Post-Zeitung*, 8. Februar 1927, S. 3.

um die Bedeutung und die Folgen gesellschaftlicher, insbesondere wirtschaftlicher und kultureller Modernisierung.<sup>2</sup>

Die deutsche Auseinandersetzung mit „Amerika“ als Chiffre für die Moderne hatte ihren gleichsam natürlichen Ort im Berlin der Weimarer Republik. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte die rasant wachsende Hauptstadt des deutschen Reiches als „Chicago an der Spree“ und mithin „amerikanischste Stadt Europas“ gegolten. In der Weimarer Republik wurde Berlin vollends zum Hauptort der Moderne in Deutschland, und mit seinem schillernden Nachtleben vor allem zum Zentrum des kulturellen Amerikanismus.<sup>3</sup> Allerdings wurde über Amerikanismus und Amerikanisierung auch außerhalb der deutschen Hauptstadt leidenschaftlich gestritten: in der weiterhin dezentral strukturierten Weimarer Republik interessierten sich Ingenieure und Unternehmer in allen Teilen des Landes für amerikanische Produktionsverfahren und Managementmethoden, amerikanische Filme wurden selbstverständlich auch außerhalb der Hauptstadt gezeigt, und „Amerikanismus“ als typisch moderne Lebensauffassung wurde sowohl im Zentrum wie in der Provinz diagnostiziert.

Der folgende Beitrag wird die Grundzüge der deutschen Debatten um „Amerikanisierung“ und „Amerikanismus“ anhand der Augsburger Tagespresse der 1920er Jahre nachzeichnen, in der sich *cum grano salis* das gesamte Spektrum der unterschiedlichen Themen und Positionen finden lässt, mit typischen Nuancierungen und Schwerpunkten je nach dem Kontext und den weltanschaulichen Präferenzen der Autoren. Nicht nur in Berlin, so die These, der „amerikanisierten“ deutschen Metropole schlechthin, sondern auch in mittleren Städten der Provinz reizte Amerika als mächtiges Symbol für Modernität zu Stellungnahmen und

---

<sup>2</sup> Siehe mit Hinweisen auf weitere Literatur Philipp Gassert, Amerikanismus, Antiamerikanismus, Amerikanisierung. Neue Literatur zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des amerikanischen Einflusses in Deutschland und Europa, in: Archiv für Sozialgeschichte 39 (1999), S. 531–561, sowie Egbert Klautke, Anti-Americanism in Twentieth Century Europe, in: The Historical Journal 54 (2011), S. 1125–1139, zusammenfassend Bernd Weisbrod, Das doppelte Gesicht Amerikas in der Weimarer Republik, in: Frank Kelleter und Wolfgang Knöbl (Hg.): Amerika und Deutschland. Ambivalente Begegnungen, Göttingen 2006, S. 194–210; Anselm Doering-Manteuffel, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 20–34.

<sup>3</sup> Reinhard Rürup, „Parvenu Polis“ and „Human Workshop“: Reflections on the History of the City of Berlin, in: German History 6 (1988), S. 233–249, hier S. 234; Walther Rathenau, Die schönste Stadt der Welt [1902], Berlin und Wien 2002, S. 23; Peter Jelavich, Berlin Cabaret, Cambridge, Mass. Und London 1997, S. 154–186.

Auseinandersetzungen, die weit über die Wahrnehmung einer fremden Nation hinaus von Bedeutung waren. Vielmehr verwiesen die Kommentare zum Amerikanismus in einem allgemeinen Sinne auf die Chancen, Gefahren und Konsequenzen der kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Modernisierung Deutschlands.

#### Amerika, der Amerikanismus und die Krise der Moderne

Eine entscheidende Qualität der „Mobilisierungsvokabel“ „Amerikanismus“ und des verwandten Schreckwortes „Amerikanisierung“ war dabei die Möglichkeit, die in modernen Industriegesellschaften zunehmend ausdifferenzierten und selbständigen Bereiche Industrie, Wirtschaft, Technik, Kultur, Religion, Erziehung – die auf ihre je eigene Weise Aspekte der amerikanisierten Moderne repräsentierten – wieder aufeinander zu beziehen. Durch die Klammer „Amerikanismus“ wurden so diverse Kulturphänomene aus der „Technisierung“ und „Standardisierung“ der amerikanischen Gesellschaft erklärt. Durch das konkrete und anschauliche Beispiel der amerikanischen Gesellschaft schien es dann möglich, die verwirrende Vielfalt der modernen Gesellschaft, ihre Widersprüche und Verwerfungen, begreiflich zu machen und als Gesamtheit zu beschreiben. Die Begriffe „Amerikanismus“ und „Amerikanisierung“ hatten eine reintegrierende Wirkung; dabei blieben sie inhaltlich unbestimmt, zumindest unscharf, suggerierten aber Genauigkeit und wurden gerade dadurch für Kommentatoren attraktiv.<sup>4</sup>

Die Bewunderer Amerikas und Befürworter der – zumeist wirtschaftlich-technologischen – Amerikanisierung Deutschlands setzten auf „Amerika“ als Rettungsanker in der Krise der Moderne: durch die Nachahmung amerikanischer Erfolgsrezepte könne Deutschland sich in dieser Krise behaupten, seine alte wirtschaftliche Stärke wieder erlangen und seine nach dem Ersten Weltkrieg angeschlagene Großmachtposition zurückerobern. Für die Gegner des „Amerikanismus“ hingegen verkörperte „Amerika“ diese Krise der Moderne: an den fundamentalen Defiziten der amerikanischen Gesellschaft sei abzulesen, in welche Abgründe eine übertriebene und einseitige Modernisierung führen müsse. Die kulturellen Folgen, die eine wirtschaftliche und technologische Amerikanisierung Deutschlands nach sich ziehen würde, erschienen als nicht tragbar. In der amerikanischen Gesellschaft, die sich selbstbewusst als Modell für die übrige Welt anpries, hatten die Antiamerikanisten ein Sündenbock gefunden, dem

---

<sup>4</sup> Ich lehne mich hier an Formulierungen an, die Ulrich Bröckling zur Charakterisierung des aktuellen hochschulpolitischen Schlagworts „Exzellenz“ gebraucht hat. Siehe Ulrich Bröckling, Von den Exzellenzen zur Exzellenz: Genealogie eines Schlüsselbegriffs, in: Forschung und Lehre, Mai 2009, S. 250f.

sie die vielfältigen Probleme moderner Gesellschaften anlasten konnten: schuld an der Moderne hatte „Amerika“; die negativen Seiten von Urbanisierung, Industrialisierung und Technisierung erschienen als Folge der „Amerikanisierung“ Deutschlands (und Europas), und nicht etwa als hausgemachte, eigene Probleme; der Niedergang der individualistischen Hochkultur im Zeitalter von Kommerzialisierung und „Vermassung“ hatte seinen Ausgang in den USA genommen und sei von dort in die „alte Welt“ getragen worden, so die Kritiker.<sup>5</sup>

Die *München-Augsburger Abendzeitung* konstatierte in diesem Sinne einen fundamentalen „Verfall der Sitten“ unter der amerikanischen Jugend. Den entscheidenden Grund hierfür sah der Korrespondent der Zeitung im technischen Fortschritt, dem zentralen Merkmal der amerikanischen Gesellschaft: Der „Newyorker Mitarbeiter“ der *München-Augsburger Abendzeitung* berichtete 1927 über das vermeintliche Lotterleben an amerikanischen Universitäten, gestützt auf den Erlebnisbericht einer ehemaligen Studentin an der Northwestern University in Evansville, Illinois. Deren sensationelle Lebensbeichte zeige erneut, „daß es mit der Moral an den amerikanischen höheren Lehranstalten rapide abwärts geht und daß etwas bald und gründlich getan werden muß, wenn direkt chaotische Zustände in sittlicher Beziehung vermieden werden sollen“.<sup>6</sup> Den „Niedergang der Sitten“ führte der Autor auf Phänomene zurück, die für die amerikanische Gesellschaft des „Jazz Age“ typisch waren. Zum einen habe die Einführung der Prohibition, entgegen den ausgesprochenen Intentionen ihrer „puritanischen“ Urheber, viele Studenten erst zu übermäßigem Alkoholgenuss verführt, was sich wiederum fatal auf die Sexualmoral junger Amerikaner auswirke.<sup>7</sup> Zum anderen sei es der in Deutschland

---

<sup>5</sup> Deutschland war in dieser Hinsicht allerdings keine Ausnahme, sondern europäischer Normalfall. Die gesamteuropäische Dimension der Amerikanismusdebatten kann im Rahmen des vorliegenden Beitrags nicht angemessen berücksichtigt werden. Siehe dazu jetzt Max Paul Friedman, *Rethinking Anti-Americanism: The History of an Exceptional Concept in American Foreign Relations*, New York und Cambridge 2012; Egbert Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten: „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich (1900–1933)*, Stuttgart 2003; Thomas Raithel, „Amerika“ als Herausforderung in Deutschland und Frankreich in den 1920er Jahren, in: Chantal Metzger und Hartmut Kaelble (Hg.): *Deutschland – Frankreich – Nordamerika: Transfers, Imaginationen, Beziehungen*, Stuttgart 2006, S. 82–97; Alexander Schmidt, *Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich*, Berlin 1997.

<sup>6</sup> „Die Enthüllungen der ‚Miß 1927‘“, in *München-Augsburger Abendzeitung*, 24. Juli 1927.

<sup>7</sup> In der deutschen Amerikaliteratur der 1920er Jahre finden sich auch begeisterte Befürworter des „großen Experiments“, siehe etwa Robert Gaupp, *Amerika und Wir. Ein Wort an jedermann*, insbesondere an Erzieher, Stuttgart 1922, S. 3, 9, 23; Kurt Baurichter (Hg.), *Amerika trocken?*

unbekannt hohe Motorisierungsgrad der amerikanischen Gesellschaft, der es den amerikanischen Studenten erlaube, sich der Kontrolle und Disziplin ihrer Lehrer und Eltern zu entziehen und damit den „Sittenverfall“ erst ermöglicht hatte.<sup>8</sup>

„Die vielen Automobile“, die das amerikanische Alltagsleben kennzeichneten, erschienen so nicht als Indikator des hohen Lebensstandards in den USA, sondern als ein abschreckendes Beispiel: Massenmotorisierung war ein Irrweg, vor dessen Folgen die alte Welt bewahrt werden müsse. Der für den Amerikanismus typische technische Fortschritt, so die Schlussfolgerung, war nicht nur ein Oberflächenphänomen, sondern hatte zu einem moralisch-kulturellen Problem erster Ordnung geführt. Allerdings gab es – in der gleichen Zeitung – auch überaus positive Kommentare zum amerikanischen Erziehungssystem. Der Bericht eines Studienprofessors Dr. Hensold, der in einem öffentlichen Vortrag der „Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums“ die Eindrücke seines Studienaufenthaltes in den USA zusammengefasst hatte, erteilte den amerikanischen Schulen und Colleges beste Noten, wobei er stolz auf die deutschen Einflüsse auf das amerikanische Erziehungssystem hinwies: „[Ihr] Ideal ist die Verbindung deutscher Tiefe und Gründlichkeit mit dem frischen, fröhlichen Leben der amerikanischen Schulen.“<sup>9</sup>

Im gleichen Jahr wie diese Beiträge erschien im Jenaer Eugen-Diederichs Verlag das wichtigste zusammenhängende Werk des deutschen Antiamerikanismus in der Weimarer Republik, das Buch „Amerika und der Amerikanismus“ von Adolf Halfeld (1889–?). Halfelds moralinsaure Generalabrechnung mit dem Amerikanismus wurde in Deutschland mit zum Teil enthusiastischer Zustimmung aufgenommen, insbesondere im rechten und kulturkonservativen Spektrum der Republik – es blieb allerdings die einzige antiamerikanische „Programmschrift“ in Deutschland und sollte daher in seiner Breitenwirkung nicht überschätzt werden.<sup>10</sup> Halfeld, von

Deutsche Urteile über das Alkoholverbot in den USA, Berlin 1931. Siehe zum Kontext Thomas Welskopp, *Amerikas grosse Ernüchterung: Eine Kulturgeschichte der Prohibition*, Paderborn 2010.

<sup>8</sup> James J. Flink, *The Automobile Age*, Cambridge, Mass. und London 1988.

<sup>9</sup> „Amerikanische Erziehung“, in *München-Augsburger Abendzeitung*, 18. November 1927, S. 11. Siehe zum Kontext Erich Hylla, *Die Schule der Demokratie. Ein Aufriß des Bildungswesens der Vereinigten Staaten*, Langensalza 1928.

<sup>10</sup> Zur Rezeption von Halfelds Buch siehe Hermann Fackler, *Amerika und der Amerikanismus*, in: *Die Tat* 20 (1928/29), S. 58–60; Alfred E. Günther, *Der Amerikanismus und die Amerikanisierten*, in: *Deutsches Volkstum* 1929/I, S. 419–426; Alfred Ehrenteich, *Americana*, in: *Die Tat* 19 (1927/28), S. 789–792. Nachweise weiterer Rezensionen von Halfelds Buch finden sich in Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten*, S. 276; siehe Dieter Heimböckel, *Die USA als neusachliches*

Beruf Journalist und lange Jahre als Auslandskorrespondent für das „Hamburger Fremdenblatt“ und die „Münchener Neuesten Nachrichten“ in den USA und Großbritannien tätig, hatte 1921 an der Universität Hamburg in Staatswissenschaften promoviert.<sup>11</sup> Sein Doktorvater Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld (1868–1958), seinerzeit eine Kapazität auf dem Gebiet der Nationalökonomie, spielte selbst eine wichtige Rolle in den Debatten um Amerikanismus und Amerikanisierung. Einige Jahre vor dem Erscheinen von Halfelds Buch hatte er sich als „reaktionärer Modernisierer“ für die Wirtschaftsethik des Automobilkönigs Henry Ford (1863–1947) stark gemacht und dessen Lebensbericht zu einer wirtschaftspolitischen Theorie überhöht, für die er den Ausdruck „Fordismus“ prägte: Fordismus sei getragen von einem Gemeinschaftsgeist, der den „Dienst“ in den Vordergrund stelle, im Gegensatz zu rein technisch-mechanischen Wirtschaftslehren wie dem Taylorismus. Der Fordismus biete dagegen eine Lösung der ethischen und politischen Probleme der modernen Industriegesellschaft, da er zur Abwehr sozialistischer Forderungen eingesetzt werden, und andererseits die Defizite des liberalen Kapitalismus beheben könne, ohne eine revolutionäre Umwälzung der bestehenden Gesellschaftsordnung notwendig zu machen: laut Gottl-Ottlilienfeld bedeute Fordismus Privateigentum ohne Kapitalismus.<sup>12</sup>

An die Veröffentlichung von Fords Autobiographie wie auch an die Schriften von Gottl-Ottlilienfeld schloss sich eine ausgedehnte Debatte um die Chancen, Möglichkeiten und Gefahren von Technisierung und Rationalisierung an, die das Kernstück der deutschen Auseinandersetzung mit dem Amerikanismus in den zwanziger und dreißiger Jahren bildete:

---

Schreckgespenst. Adolf Halfelds *Amerika und der Amerikanismus* (1927), in: Jochen Vogt und Alexander Stephan (Hg.), *Das Amerika der Autoren. Von Kafka bis 09/11*, München 2006, S. 87–98.

<sup>11</sup> Adolf Halfeld, *Das Imkergerwebe im 17. und 18. Jahrhundert in den älteren hannoverschen Landesteilen, unter besonderer Berücksichtigung seiner Sonderstellung als geldwerbende Marktproduktion im Bauernhaushalt. Eine Untersuchung zur Wirtschaftsgeschichte Niedersachsens. Inauguraldissertation zur Erlangung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Hamburgischen Universität, 1921.*

<sup>12</sup> Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld, *Fordismus? Paraphrasen über das Verhältnis von Wirtschaft und technischer Vernunft bei Henry Ford und Frederick W. Taylor*, Jena 1924; ders., „Fordismus“ und „Fordisation“, in ders.: *Fordismus. Über Industrie und Technische Vernunft*, 3. Aufl., Jena 1926. Zu Gottl-Ottlilienfeld siehe Roman Köster, *Die Wissenschaft der Aussenseiter: Die Krise der Nationalökonomie in der Weimarer Republik*, Göttingen 2011, S. 191–206. Der Ausdruck „reactionary modernism“ geht auf Jeffrey Herf zurück: ders., *Reactionary Modernism: Technology, Culture and Politics in the Weimar Republic and the Third Reich*, Cambridge 1984.

Technik und Massenproduktion, Rationalisierung und Standardisierung bildeten somit gleichermaßen die sekundären Schlagworte, die das Phänomen „Amerikanismus“ definierten.<sup>13</sup> Typisch an Gottl-Ottlilienfelds Position, der sich zahlreiche weitere „reaktionäre Modernisierer“ anschlossen, war der Versuch, mittels Fordismus und Rationalisierung gewissermaßen einen halbierten, rein auf die „technische Vernunft“ reduzierten Amerikanismus nach Deutschland zu importieren. Die amerikanische Massenkultur mit Hollywood-Filmen über Jazz, Shimmy und Foxtrott bis hin zu Produktwerbung und professionellem Sport wurden aus dieser Variante der Amerikanisierung bewusst ausgeschlossen. Dieser halbierte, auf Technik und Wirtschaft reduzierte Amerikanismus fand auch bei den Nationalsozialisten Anklang; es verwundert daher nicht, dass Gottl-Ottlilienfeld im Dritten Reich als Ordinarius an der Berliner Universität und Mitglied in Hans Franks „Akademie für Deutsches Recht“ den Höhepunkt seiner Karriere erlebte.<sup>14</sup>

In dieser Hinsicht folgte Adolf Halfeld seinem Doktorvater: er setzte seine journalistische Karriere unter der nationalsozialistischen Herrschaft nahtlos fort und trat während des Zweiten Weltkriegs erneut mit einer anti-amerikanischen Kampfschrift hervor.<sup>15</sup> Für den Fordismus, der in der Weimarer Republik von einer bunten Koalition aus Ingenieuren, Wirtschaftsbossen, Journalisten, Gewerkschaftsfunktionären und Intellektuellen, und quer durch das parteipolitische Spektrum, gefeiert wurde, konnte sich Halfeld dagegen nicht erwärmen. Vielmehr sollte sein Buch, so die Verlagswerbung auf dem Klappentext, das Gegenstück zu Henry Fords Autobiographie bilden und den Deutschen ihr allzu verklärtes Amerikabild austreiben.<sup>16</sup> In Augsburg wurde Halfelds Rundumschlag gegen den Amerikanismus sehr positiv aufgenommen:

---

<sup>13</sup> Siehe Philipp Gassert, „Without Concessions to Marxist or Communist Thought“: Fordism in Germany, 1923–1939, in: David E. Barclay und Elisabeth Glaser-Schmidt (Hg.): *Transatlantic Visions and Perceptions: Germany and America since 1776*, Cambridge/New York 1997, S. 217–242; Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten*, S. 191–213; Mary Nolan, *Visions of Modernity: American Business and the Modernization of Germany*, New York and Oxford 1994; Rüdiger Hachtmann/Adelheid von Saldern, „Gesellschaft am Fließband“. Fordistische Produktion und Herrschaftspraxis in Deutschland, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 6 (2009),

URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Hachtmann-Saldern-2-2009>

<sup>14</sup> Philipp Gassert, *Amerika im Dritten Reich. Ideologie, Propaganda und Volksmeinung, 1933–1945*, Stuttgart 1997, S. 24ff.

<sup>15</sup> Adolf Halfeld, *USA greift in die Welt*, 3. Aufl., Hamburg 1942.

<sup>16</sup> Siehe Anton Kaes (Hg.), *Weimarer Republik. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur, 1918–1933*, Stuttgart, 1983, S. 280.

Die Titelseite der *Augsburger Post-Zeitung* vom 30. September 1927 begrüßte das Erscheinen von Halfelds Buch enthusiastisch und kommentierte:

[Eingerücktes Zitat] Dieses Buch mußte endlich einmal geschrieben werden, denn es gibt eine scharfe, zusammenfassende Formulierung dessen, was wir durch die Amerikanisierung unseres Wirtschafts- und Gesellschaftslebens an Traditionswerten und geistiger Widerstandskraft verlieren müssen. Halfeld zeigt uns das Wichtigste, wie die Amerikanisierung sich entgeistigend und verflachend in der Seele der amerikanischen Menschen auswirkt, was auch die besten Köpfe Amerikas mit schwersten Bedenken erfüllt. Deshalb ist das Buch ein Menetekel, nicht nur für uns Deutsche, sondern für ganz Europa und erlöst uns endlich von einem gewissen Rückständigkeitsgefühl, das wir gegenüber der Begeisterung für alles Amerikanische so vielfach beobachten.<sup>17</sup> [Zitat einrücken]

#### Amerikanische (Un-)-Kultur: Jazz und Film

Auf diese Ankündigung von Halfelds Buch folgte eine Textprobe, und zwar eine Passage, in der dieser den Jazz als ein „wesentlich amerikanisches Phänomen“ beschrieb, das wie die meisten amerikanischen Kulturerscheinungen aus dem Erbe des Puritanismus erklärt werden müsse: „In den vulgären, lärmenden, rohen und hysterischen Synkopen des Jazz kam ein Lebensgefühl zum künstlichen Ausdruck, das Jahrhunderte hindurch kein Existenzrecht in der puritanischen Welt besaß und nun, durch wirtschaftlichen Überfluß zynisch geworden, zur gewaltsamen Revolte schreitet.“ Wie die *Augsburger Postzeitung* weiter berichtete, war der Jazz, Halfeld zufolge, die angemessene Ausdrucksform der amerikanischen Gesellschaft in ihrer Künstlichkeit und Oberflächlichkeit. Jazz diene den neureichen Amerikanern als „das Nervenpulver“, das deren Unfähigkeit zum „Leben“ übertünche. Für die „seelenlosen Massen der Plankultur“ gebe der Jazz den einzig wirksamen Nervenreiz her.<sup>18</sup>

Auf die Popularität der frühen Jazzmusik in den zwanziger Jahren reagierte eine Reihe von Kritikern in Deutschland höchst gereizt, mit zum Teil noch extremeren Urteilen als Halfeld. Der Komponist Hans Pfitzner (1869–1949) etwa wehrte sich gegen die Gefahr der „rassischen Überfremdung“ durch den Jazz, der ihm als „musikalischer Ausdruck des Amerikanismus“ erschien. Die Jazzbands, die in den Revuetheatern und Nachtclubs Berlins Erfolge feierten, erschienen ihm in martialisch-alarmiertem Ton als „die amerikanischen Tanks der

<sup>17</sup> Amerika und der Amerikanismus, in: *Augsburger Post-Zeitung*, 30. September 1927, S. 1.

<sup>18</sup> Ebda.

Geisterschlacht gegen europäische Kultur“. Jazz verkörperte für Pfitzner das Gegenteil der hehren deutschen Tradition, und stellte eine musikalische Schwundform dar, „ohne Seele, ohne Tiefe und Gehalt, fern vom Bereich des Schönen, uns wesensfremd, Ohren- und Lachkitzel, Sensation, Betäubung, tönende Gemeinheit“. <sup>19</sup> In die gleiche Kerbe hieb Alfred Rosenberg (1893–1946), dessen 1929 gegründeter „Kampfbund für deutsche Kultur“ sich ausdrücklich gegen den „artfremden“ und „zersetzenden“ Jazz richtete. In einer für die Nationalsozialisten typischen Vermischung von antisemitischen und rassistisch-antiamerikanischen Vorurteilen denunzierte Rosenberg die Übernahme des Jazz in Deutschland als Teil einer Verschwörung, die die Unterwanderung und Zerstörung deutscher Kultur zum Ziel hatte: „Berlin wird erobert. Nicht von Juden allein, sondern von Mulatten und Niggern, die als erste Künstler dem Asphaltpöbel im Frack vorgeführt werden.“ <sup>20</sup>

Nicht alle deutschen Amerikabeobachter lehnten Jazzmusik – oder was die Deutschen dafür hielten – so grundsätzlich und bedingungslos ab wie Halfeld, Pfitzner oder Rosenberg, und einige Autoren begeisterten sich geradezu für die neue Musikform. Der Kritiker und Schriftsteller Hans Siemsen (1891–1969) etwa begrüßte in der „Weltbühne“ insbesondere die „Würdelosigkeit“, mit der Jazzmusik dargeboten wurde. Der Geist der Jazzmusik unterminiere jede Form von deutscher Untertanenmentalität – „jeden Ansatz von korrekter Haltung, von Schneidigkeit, von Stehkragen“ – und wirkte sich daher wohltuend auf die verkrusteten traditionellen Kultureliten in der Weimarer Republik aus. <sup>21</sup> Musikwissenschaftler und -kritiker warben für Verständnis für die neuartige Musikform, erläuterten Praktikern seine technischen Besonderheiten und beobachteten dessen Einfluss auf die ernsthafte europäische Kunstmusik. <sup>22</sup>

<sup>19</sup> Hans Pfitzner, Die Ästhetik der musikalischen Impotenz, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 2, Augsburg 1926, S. 99–281, hier S. 113–117.

<sup>20</sup> Alfred Rosenberg, Der Sumpf. Querschnitte durch das „Geistes“-Leben der Novemberdemokratie, München 1930, S. 25. Siehe Alan Steinweis, Weimar Culture and the Rise of National Socialism: The *Kampfbund für deutsche Kultur*, in: *Central European History* 24 (1991), S. 402–423.

<sup>21</sup> Hans Siemsen, Jazz-band, in: *Die Weltbühne* 17.1 (1921), S. 278–288; siehe J. Bradford Robinson, Jazz Reception in Weimar Germany: In Search of a Shimmy Figure, in: Bryan Gilliam (Hg.), *Music and Performance during the Weimar Republic*, Cambridge 1994, S. 107–134; Cornelius Partsch, *Schräge Töne. Jazz und Unterhaltungsmusik in der Kultur der Weimarer Republik*, Stuttgart 2000; Überblick bei Thomas J. Saunders, How American was it? American Culture from Weimar to Hitler, in: Agnes C. Moeller, *German Pop Culture: How „American“ is it?* Ann Arbor 2004, S. 52–65.

<sup>22</sup> Siehe etwa Alfred Baresel, *Das neue Jazzbuch. Ein praktisches Handbuch für Musiker, Komponisten, Arrangeure, Tänzer und Freunde der Jazzmusik*, Leipzig 1929; Bernhard Egg, *Jazz-*

Selbst eine Tagung des „Verbandes katholischer Handlungsgehilfinnen- und Beamtinnenvereine“ der Diözese Rottenburg, über den die Augsburger Post-Zeitung berichtete, machte Vorschläge, wie die „neuen Tanzformen“, die mit dem Jazz nach Deutschland gekommen waren, entsexualisiert, gesäubert und damit in den Dienst katholischer Kulturarbeit gestellt werden könnten: „Aus der Diskussion ergab sich ja, dass das in edler Form und Sitte gehaltene Erotische dem Tanze den letzten Schwung gibt, und dem kann man zustimmen ohne Prüderie und ohne den prinzipiellen Standpunkt aufzugeben: der Tanz darf nicht zur Jugendgefährdung führen und darf nicht wie manche moderne Sinnlichkeitsorgie ein Massengrab der Unschuld werden.“<sup>23</sup>

Einig waren sich die Musikfachleute, dass es sich beim Jazz um eine hybride Kulturform handele, die aus Elementen „negrischer Volksmusik“ und europäischer Tanzmusik entstanden sei, dabei aber den Geist des Amerikanismus exakt widerspiegele. Auch Freunde und Sympathisanten des Jazz waren in ihren Einschätzungen des Jazz nicht frei von rassistischen Vorurteilen, wenn sie das Charakteristische der amerikanischen Musik in ihrer Vermischung „der zur Ausschweifung neigenden wilden Rhythmen der Negertänze“ mit dem „maschinenmäßig geregelten Zeitmaß“ der angelsächsischen Zivilisation sahen. Der Jazz sei als typisch urbane Kulturform „auf dem organisierten Tumult der Großstadt“ entstanden.<sup>24</sup> Er konnte so als Symbol und Chiffre des Amerikanismus verstanden werden. Trotz seiner „wilden“ und „primitiven“ Ursprünge galt der Jazz daher zeitgenössischen Beobachtern als Vertonung des modernen Großstadt- und Fabriklebens und somit als die der urbanisierten und technisierten Gesellschaft angemessene Musikform: er gab den „Takt des technischen Zeitalters“ an und verströmte den „Rhythmus der Maschinenkultur, der aus dem Getöse der Fabriken, aus dem Lärm der Großstadtstraße monoton und mächtig in unsere Ballsäle brandet“.<sup>25</sup>

Das zweite bedeutende Medium der „kulturellen Amerikanisierung“, der amerikanische Unterhaltungsfilm, reizte deutsche und europäische Beobachter zu ebenso scharfen Kommentatoren wie Jazzmusik. Amerikanische Filme galten ebenso als Ausdruck des Amerikanismus, Hollywood repräsentierte das Lebensgefühl und die Werte der „geplanten

Fremdwörterbuch, Leipzig 1927; Paul Bernhard, Jazz. Eine musikalische Zeitfrage, München 1927.

<sup>23</sup> „Katholische Selbsthilfe gegenüber dem Jazzbandgifte“, in: Augsburger Post-Zeitung, 13. Juli 1927, S. 4.

<sup>24</sup> Egg, Jazz-Fremdwörterbuch, S. 3.

<sup>25</sup> So Paul Landau, Girlkultur. Von der Amerikanisierung Europas, in: Westermanns Monatshefte 71 (1926/27), S. 565–568, hier S. 565.

Kultur“ und „Maschinenzivilisation“. Allerdings wurden künstlerisch anspruchsvolle Filme mittlerweile vom kulturellen Establishment als legitimes Ausdrucksmittel akzeptiert; daher zielten die Kritiker des amerikanischen Kinos weniger auf das neue Medium Film als auf dessen seichte und kommerzielle Variante, die in Hollywood „am laufenden Band“ produziert wurden, der reinen Unterhaltung dienten und keine höheren künstlerischen Ambitionen verfolgten. Halfeld sah Hollywood in erster Linie als Propaganda- und Werbemittel für jene amerikanische Geisteshaltung, vor der er seine Landsleute warnte. Ihnen hielt er vor, diese Form von „unbezahlter Reklame“ für den Amerikanismus nicht zu durchschauen; Intellektuelle, die sich für Charlie Chaplins Filme begeisterten, hielt er für „Totengräber ihrer eigenen Welt“.<sup>26</sup> Noch weiter ging der nationalsozialistische Journalist Hans Buchner (1881–?), Redakteur des *Völkischen Beobachters*, für den Hollywood die extremste Form der großstädtischen „Asphaltkultur“ darstellte. Für Buchner verkörperte der amerikanische Film die Dekadenz moderner Kultur schlechthin, die sich im Niedergang traditioneller Kunst, der Herrschaft von Technik und Wirtschaft, der Hektik des Alltagslebens und der Austreibung von „Geist und Gemüt“ zeigte. Vor allem aber war das Kino in Amerika, so Buchner, in die Fänge des „internationalen Finanzkapitals“ und damit unter jüdische Kontrolle geraten, womit der Film zu einer Ware degradiert worden war. Hollywood-Filme böten „Kurzweil, Zerstreung, Ablenkung, Entspannung und Aufpeitschung“ und seien „unermüdlich an der Arbeit, Technik, Technisierung und Materie, Materialismus an Stelle der Wechselbeziehung von Kunst und Leben zu setzen“. Buchners Kritik galt allerdings nicht dem Kino an sich, sondern dessen Instrumentalisierung durch die von „jüdischen Interessen“ geleitete Wirtschaftswelt: entsprechend forderte er lautstark, den „Filmtrustfürsten“ die Kontrolle über die Filmwirtschaft zu entziehen, damit das Kino „vom künstlerischen Standpunkt“ gepflegt werden und in den „Dienst des Volkstums“ gestellt werden könne.<sup>27</sup> Wie Alfred Rosenbergs Tiraden war Buchners Polemik in ihrer Verbindung von Kulturkritik, nationalem Ressentiment und radikalem Antisemitismus die Ausnahme, nicht Regel im Spektrum der deutschen Meinungen zur kulturellen Amerikanisierung.

Allerdings hatten auch weniger radikale Autoren, die in ihren Veröffentlichungen die USA als wirtschaftliches Vorbild für Deutschland anpriesen, schwere Bedenken gegenüber dem Einfluss des amerikanischen Films in Deutschland. Der Nationalökonom Moritz Julius Bonn (1873–1965) etwa, der in mehreren Büchern dem deutschen Publikum das Erfolgsgeheimnis der

<sup>26</sup> Adolf Halfeld, *Amerika und der Amerikanismus. Betrachtungen eines Europäers*, Jena 1927, S. x.

<sup>27</sup> Hans Buchner, *Im Banne des Films. Die Weltherrschaft des Kinos*, München 1927, S. 15, 24–27, 80–85.

amerikanischen Wirtschaft erläuterte und zur Nachahmung anpries, konzedierte die „gleichmachende“ Wirkung des amerikanischen Kinos, sah darin aber den Preis, der für die wirtschaftliche Amerikanisierung zu zahlen sei.<sup>28</sup> Julius Hirsch (1882–1961), Autor einer Studie über „Das amerikanische Wirtschaftswunder“, warb bei seinen Landsleuten für Verständnis angesichts des niedrigen künstlerischen Niveaus amerikanischer Filme, die sich in erster Linie an ein national heterogenes und wenig gebildetes Publikum richteten, dem zudem der „gemeinsame intellektuelle Kulturboden“ der Europäer als Voraussetzung für anspruchsvolle Kunstfilme fehle.<sup>29</sup> Lediglich in technischer Hinsicht erkannten deutsche und europäische Beobachter eigenständige Leistungen der amerikanischen Filmindustrie an, das künstlerische Niveau von Hollywood-Filmen wurde dagegen fast durchgehend negativ beurteilt. Hinter diesen Klagen, die in starkem Gegensatz zum kommerziellen Erfolg amerikanischer Filme und dessen Beliebtheit bei einem breiten Publikum stand, verbargen sich Einfluss- und Statusängste der traditionellen bürgerlichen Bildungseliten im Angesicht des Siegeszuges der amerikanisierten Massenkultur. Zum anderen spiegelte diese Kritik auch handfeste wirtschaftliche Interessen der deutschen Filmindustrie, die sich gegen die Konkurrenz aus Übersee wehrte.<sup>30</sup>

#### Militarismus, Utilitarismus und Standardisierung in der amerikanischen „Zivilisation“

Eine anonyme Glosse der „München-Augsburger Abendzeitung“ vom 28. Oktober 1927 wählte, ebenfalls mit direktem Bezug auf Halfelds Buch, eine weitere Strategie der Amerikakritik. Der anonyme Autor gab dessen Beschreibung eines „Fahnenappells“ an einer öffentlichen amerikanischen Schule wieder, um übertriebene Elogen auf den überlegenen Lebensstandard und Wohlstand der USA zu konterkarieren und den Amerikanern Scheinheiligkeit vorzuwerfen: „Ist das das Exerzierreglement eines nationalistischen Despoten aus vergangenen Jahrhunderten? oder eine Vorschrift irgendeiner militaristischen Kadettenanstalt? – Gefehlt! Es ist, wie in dem höchstinteressanten Buch A. Halfelds ‚Amerika und der Amerikanismus‘ (Eugen Diederichs Verlag Jena) zu lesen ist, ein amtliches Dokument der Erziehungsbehörde des Staates Newyork,

<sup>28</sup> Moritz Julius Bonn, Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt, Berlin 1927, S. 79–80.

<sup>29</sup> Julius Hirsch, Das amerikanische Wirtschaftswunder, Berlin 1926, S. 230f.

<sup>30</sup> Ursula M. Saekel, Der US-Film in der Weimarer Republik – ein Medium der „Amerikanisierung“? Deutsche Filmwirtschaft, Kulturpolitik und mediale Globalisierung im Fokus transatlantischer Interessen, Paderborn 2011, Thomas J. Saunders, Hollywood in Berlin, Berkeley 1997.

nach dem sich die Lehrer und Schüler in den Anstalten dieses Staates bei dem allmorgendlichen Flaggenruß zu richten haben.“ In sarkastischem Tonfall machte sich der Autor über das vermeintlich fortschrittliche und demokratische Amerika lustig, das den Deutschen kurz zuvor noch „Militarismus“ vorgeworfen hatte, nun aber „militaristische“ Mittel zur „vaterländischen“ Erziehung einsetze. Mit Blick auf die Vielzahl deutscher „Studienreisen“ in die USA kommentierte der Autor sarkastisch: „Wir halten den Fall für wichtig genug, um eine Studienkommission über den großen Teich zu senden, die es den Yankees schleunigst abguckt, wie man werdende Staatsbürger auf die Flagge drillt. Amerika ist eben doch viel weiter als das rückständige Europa.“<sup>31</sup> Im weiteren machte er sich über die „Rekordwut“ der Amerikaner lustig, die deren Unfähigkeit und Verständnislosigkeit gegenüber wahren Kulturwerten demonstrierte, da sie lediglich quantitative, nicht aber qualitative Werte anerkennen könnten.

Diese Einschätzung wiederholte zwei der meistverbreiteten Klischees über die amerikanische Gesellschaft: Zum einen sei sie von einem grundsätzlichen Mangel an „Kultur“ gekennzeichnet und werde ausschließlich von wirtschaftlichem Zweckdenken und Utilitarismus bestimmt. Damit bildete Amerika als reine „Zivilisation“ den Gegenpol zur deutschen Kultur, da dort tiefe, geistige und immaterielle Werte nicht anerkannt würden.<sup>32</sup> Zum anderen erschienen die USA als geschichtslos-junge Nation, in der kindlich-naiv eben diese zivilisatorischen Werte die allgemein anerkannten Maßstäbe setzten. „Geschichte“ war in dieser Sichtweise gleichermaßen Voraussetzung und Kennzeichen von wahrer Kultur. Diese Einschätzung verband der Autor mit Hinweisen auf die hohe Kriminalitätsrate in amerikanischen Großstädten, die als Folge des Mangels an Kulturwerten und des grassierenden Materialismus erschien. Die Amerikaner hielten nicht nur die Rekorde im „Ozeanfliegen und im Dauertanzen“, sondern auch in der Mordstatistik: In Chicago seien im Jahr 1926 600 Einwohner ermordet worden, New York und Detroit folgten dicht darauf, und auch die Einbruchsraten in diesen Städten liege weit höher als in den europäischen Metropolen London oder Berlin. Wiederum kam der Autor auf die „jugendgefährdende“ Wirkung des Amerikanismus zu sprechen, die den „militaristischen“ Drill

---

<sup>31</sup> Schlaglichter, in: München-Augsburger Abendzeitung, 28. Oktober 1927, S. 1.

<sup>32</sup> Zum Gegensatz zwischen „Kultur“ und „Zivilisation“ in Deutschland siehe Georg Bollenbeck, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a. M. 1996. Die Semantik des Gegensatzes zwischen Kultur und Zivilisation war und ist eine deutsche Besonderheit, nicht aber die damit verbundenen Zuschreibungen und Generalisierungen. Siehe für Frankreich etwa Clemens Albrecht, *Kultur und Zivilisation. Eine typisch deutsche Dichotomie?*, in: Wolfgang König und Marlene Landesch (Hg.), *Kultur und Technik. Zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt*, Frankfurt a. M. 1993, S. 11–29.

in amerikanischen Schulen ad absurdum führe: „Das Bedenklichste aber ist die rasch anwachsende Zahl der jugendlichen Verbrecher. Beinahe die Hälfte aller Gesetzesverfehlungen werden von Leuten unter zwanzig Jahren begangen. Sollten die Schulreglements in den U.S.A. nicht vielleicht doch mehr auf die moralische Festigung als auf den Flaggendruck zugeschnitten werden müssen?“<sup>33</sup>

Anhand von Halfelds Buchs und dessen Rezeption lässt sich der gesamte Katalog kulturkritischer Klagen durchdeklinieren, die, mit stereotypen Urteilen über die Amerikaner und ihre Gesellschaft verknüpft, den deutschen und europäischen Antiamerikanismus ausmachten. Halfeld hatte ein wahres Kompendium des bildungsbürgerlichen Lamentos verfasst, das eine Mischung aus verletztem Ehrgefühl, herablassender Überlegenheitspose und nationalem Ressentiment zusammenband. Über Amerikanismus und Amerikanisierung wurde in Deutschland allerdings kontrovers debattiert und gestritten, und bei weitem nicht alle Teilnehmer an diesen Diskussionen argumentierten so einseitig wie Halfeld. Andere Autoren, die in der Augsburger Presse zu Wort kamen, bezeugen zum einen das breite Spektrum der Themen, die unter der Überschrift „Amerikanismus“ verhandelt wurden, zum anderen die Unentschiedenheit, Ambivalenz oder gar Widersprüchlichkeit der vertretenen Positionen, die sich in einer allzu groben Einteilung in Pro- und Antiamerikanismus nicht angemessen beschreiben lassen. So hielt, wie die Augsburger Post-Zeitung vom 25. Mai 1929 berichtete, der „bekannte katholische Nationalökonom und Soziologe“ Götz Briefs (1889–1974), seinerzeit Professor an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, in Freiburg im Breisgau einen Vortrag auf Einladung des „Katholischen Akademikerverbandes zur Pflege katholischer Weltanschauung“, und zwar unter dem Titel „Das Kulturproblem Amerikas“. Briefs war einer der vielen Wissenschaftler, die in der Zwischenkriegszeit die USA auf einer Studienreise persönlich in Augenschein genommen hatten; sein Vortrag fasste die Erlebnisse und Beobachtungen zusammen, die er während seines dreimonatigen Aufenthaltes machen konnte. Dem Korrespondenten der Augsburger Post-Zeitung, Franz Raab, zufolge packte jener „das amerikanische Problem an seiner tiefsten Stelle, dem Kulturellen. Die geistesgeschichtlichen, soziologischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge des Amerikanismus wurden feinsinnig aufgezeigt und dessen Grundlagen auf ihre kulturelle Tragfähigkeit hin geprüft, weiterhin auf die Gefährdung des Besten der europäischen Kultur durch den Amerikanismus hingewiesen.“<sup>34</sup>

Briefs zeigte sich durchaus pessimistisch in seiner Einschätzung des Amerikanismus, so die Post-Zeitung. Da die ehemalige Kolonie Amerika mittlerweile dabei sei, Europa zu

<sup>33</sup> Schlaglichter, in: München-Augsburger Abendzeitung, 28. Oktober 1927, S. 1.

<sup>34</sup> Franz Raab, Das Kulturproblem Amerikas, in *Augsburger Post-Zeitung*, 25. Mai 1929.

„rekolonisieren“, sei der Amerikanismus zu einem Problem für die Europäer geworden. Wiederum erschienen die kulturellen Folgen von Technisierung und Maschinisierung als das zentrale Problem der Amerikanisierung. Amerikanische Kultur – „wenn man den Ausdruck lassen will“, so der Autor Franz Raab – sei durch „die Herrschaft des Normalen“ gekennzeichnet: „Die Standardisierung hat sich auf allen Lebensgebieten durchgesetzt, in Wohnung und Kleidung, im Konsum und im Betrieb (Taylor), in Umgangsformen und Sitte, ja sie ist bis ins Gebiete der Moral vorgedrungen.“ Mit anderen Worten, technische Werte und Normen seien zum entscheidenden und einzigen Maßstab der gesamten amerikanischen Gesellschaft geworden. Auf die ursprüngliche Bedeutung des Ausdrucks „Amerikanisierung“ anspielend, berichtete die Post-Zeitung, dass die Amerikaner sich sogar physiologisch-physiognomisch „standardisiert“ hätten: „Auch die amerikanischen Menschen tragen durchweg das Gepräge des ‚Normalen‘, sie sehen einander ähnlich, obwohl sie die verschiedensten Nationen vertreten.“

Die amerikanische Gesellschaft erschien so als Alptraum der Standardisierung: die Anforderungen industrieller Massenproduktion und die Eigenlogik technischer Normierung hatte den „Standard“ zu einem Wert eigenen Ranges erhoben, was zur Nivellierung der amerikanischen Gesellschaft geführt habe. Unter dem Druck der technischen Rationalität war für individuelle Leistung kein Raum mehr, die „Masse“ setzte in den USA die gesellschaftlichen Maßstäbe. Im Topos der „standardisierten Gesellschaft“, der vor den Gefahren entfesselter Technologisierung warnen sollte, kann zugleich die schleichende Bedeutungsverschiebung eines traditionellen Klischees abgelesen werden: ursprünglich eine positive Selbstbeschreibung der Amerikaner, galt „Gleichheit“ spätestens seit der amerikanischen Revolution auch in den Augen europäischer Beobachter als eines der herausragenden Merkmale der USA. Im neunzehnten Jahrhundert verwies die Charakterisierung Amerikas als „Land der Gleichheit“ auf die politisch-rechtliche Gleichstellung der amerikanischen Staatsbürger. Mit dem Aufstieg der USA zur industriellen Großmacht seit der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert verwandelte sich dieses positive Stereotyp in ein kritisches Urteil, denn nun sahen europäische Beobachter zunehmend nicht mehr deren demokratische Verfassung und die Abwesenheit von Standes- und Adelsprivilegien als Ursprung der amerikanischen Gleichheit, sondern Wirtschaft und Technik. Die überragende Bedeutung von wirtschaftlichem Erfolg und technologischen Werten habe die amerikanische Gesellschaft „gleichgemacht“ und standardisiert; die Allgegenwart von Massenproduktion habe zu „Eintönigkeit“, „Uniformisierung“ und „Monotonie“ im amerikanischen Alltagsleben geführt. Die amerikanische Gesellschaft, so die Schlussfolgerung,

war zu einer künstlich-oberflächlichen Ingenieurswelt verkommen, in der für den bürgerlichen Intellektuellen europäischer Prägung kein Raum war.<sup>35</sup>

Götz Briefs führte als Erklärung für die unwiderstehliche Macht der Normalisierung und Standardisierung ein weiteres, historisches Argument an, das bereits Halfeld bemüht hatte, und das für einen katholischen Intellektuellen besonders attraktiv war.<sup>36</sup> Briefs zufolge hatte die Standardisierung der amerikanischen Menschen ihren Ursprung „wahrscheinlich in dem eingewanderten westfälischen Bauerntum; im puritanischen Lebenskreis fand sie einen günstigen Boden, in dem sie sich festigen konnte; erst später griff die Normalisierung auf das Wirtschaftliche über.“ Überhaupt sei der „amerikanische Kapitalismus“ eigentlich eine Form von „säkularisiertem Puritanismus“: wie andere Autoren der Zwischenkriegszeit griff Briefs in seiner Schilderung der amerikanischen Verhältnisse auf eine Vulgärfassung der Weber-Troeltsch-These zur protestantischen Ethik und dem „Geist des Kapitalismus“ zurück.<sup>37</sup> In Amerika herrsche die „Weltanschauung des Aktivismus“, die in den Hochhäusern der amerikanischen Städte und in „Beton-Landstraßen, welche selbst die wüstesten Gegenden durchqueren“, ihren symbolischen Ausdruck erhielt. Im Verlauf seines Vortrags bediente sich Briefs weiterer sekundärer Schlagworte der Amerikanismusdebatte, die der Korrespondent der Post-Zeitung mit voller Zustimmung wiederholte: Amerika sei das „Land ohne Mittelalter“ – also wesentlich geschichts-, traditions- und daher kulturlos;<sup>38</sup> es sei das „Land ohne Metaphysik“, statt dessen herrsche „der rein an Tatsachen orientierte ‚Pragmatismus‘“, der die Ausbildung eines „Sinns für das Tragische“ beim „Amerikaner“ verhindert habe: „Es gibt kein amerikanische Drama. Wahrheit

---

<sup>35</sup> Siehe Jürgen Link, Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird, Opladen 1997.

<sup>36</sup> In den zeitgleich ablaufenden französischen Amerikanisierungsdebatten fand dieses Argument, weite Verbreitung; dort war es Louis Rougier, der mit ähnlichen Argumenten gegen „amerikanische“ Massenproduktion und Rationalisierung polemisierte und sich dabei gleichzeitig auf die Schriften von Max Weber und Werner Sombart stützte. Siehe Louis Rougier, *La réforme et le capitalisme moderne*, in: *La Revue de Paris*, 15. Oktober 1931, S. 898–921; Lutz Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*, Reinbek 2000, S. 386; Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten*, S. 231f.

<sup>37</sup> Zu Webers Amerikareise siehe Georg von Kamphausen, *Die Erfindung Amerikas in der Kulturkritik der Generation von 1890*, Weilerswist 2002; Joachim Radkau, *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, München und Wien 2005, S. 368–380; Lawrence A. Scaff, *Max Weber in America*, Princeton und Oxford 2011.

<sup>38</sup> Siehe Arthur Salz, *Das Land ohne Mittelalter*, in: *Wirtschaftswissenschaftliches Archiv* 23 (1926), S. 90–117.

an sich hat keinen Wert. Nur wenn sie einen Nutzen bringt und zu etwas Anschaulichem führt, kann der amerikanische Pragmatist mit der Wahrheit etwas anfangen.“<sup>39</sup>

Eher verschämt bemerkte der Korrespondent der Augsburger Postzeitung, dass die „pragmatistische Denkungsart“, so Briefs, die Ausbreitung des Marxismus in den USA verhindert habe. Jeder Amerikaner empfinde sich als gleichberechtigter Bürger, und scharfe Klassengegensätze wie in Europa spielten in Amerika keine Rolle. Diese Sichtweise Amerikas als klassenloser Gesellschaft, deren Wirtschaft die Speerspitze der kapitalistischen Entwicklung bildete, und die trotzdem weder Bolschewismus noch Sozialismus kannte, spielte eine zentrale Rolle in der Argumentation der Bewunderer des wirtschaftlichen Amerikanismus, insbesondere des Fordismus. Die wirtschaftliche und technologische Entwicklung in den USA zeige, dass die kapitalistische Wirtschaftsform nicht notwendig ihrem Zusammenbruch entgegengehe, wie dies sozialistische und kommunistische Theoretiker vorhersagten. Dieses Argument, das wie viele Stereotype über die USA über eine lange Tradition verfügte,<sup>40</sup> war die Kehrseite der Klage über die gleichmachende Wirkung der kulturellen Amerikanisierung: was auf kulturellem Gebiet mehrheitlich beklagt, zumindest bedauert wurde, nämlich Nivellierung und Verflachung, wurde auf wirtschaftlich-sozialem Gebiet dagegen begrüßt und als Vorteil anerkannt. Soziale Gleichheit und das Fehlen von Klassengegensätzen – im Gegensatz zu kultureller Nivellierung – erschienen so als die große Stärke, auf jeden Fall aber Vorzüge der amerikanischen Gesellschaft. Der liberale Nationalökonom Moritz Julius Bonn, der den USA gegenüber grundsätzlich positiv eingestellt war, brachte diese Einsicht auf die lapidare Formel: „Zufriedene Arbeiter sind nicht revolutionär“.<sup>41</sup>

Götz Briefs sah die Homogenität der amerikanischen Gesellschaft allerdings nicht nur als Vorzug. Bedenklich erschien ihm der in den USA herrschende „Frauenkult“, d.h. die angeblich

---

<sup>39</sup> Raab, Das Kulturproblem Amerikas.

<sup>40</sup> Werner Sombart, Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Tübingen 1906. Siehe Friedrich Lenger, Werner Sombart, 1863–1941. Eine Biographie, München 1994; ders., „Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?“ Werner Sombart, die deutsche Sozialwissenschaft und Amerika, in: Ragnhild Fiebig-von Hase, Jürgen Heideking (Hg.), Zwei Wege in die Moderne. Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1900–1918, Trier 1998, S. 105–115.

<sup>41</sup> Moritz Julius Bonn, Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt, Berlin 1927, S. 72. Siehe ähnlich etwa Theodor Lüddecke, Das amerikanische Wirtschaftstempo als Bedrohung Europas, Leipzig 1925, S. 84; Friedrich Aereboe, Wirtschaft und Kultur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Berlin 1930, S. 12.

vollständig vollzogene Gleichberechtigung der amerikanischen Frauen. Wie viele seiner Zeitgenossen präsentierte Briefs die amerikanische Gesellschaft als eine „Herrschaft der Frau“ und führte diese Entwicklung bezeichnenderweise nicht auf politische Faktoren zurück, sondern sah sie ebenfalls als Folge des amerikanischen Kapitalismus. Hinter dem in Europa unbekanntem Einfluss der amerikanischen Frauen stecke das Kalkül von Wirtschafts- und Marketingfachleuten, „die in der Frau die Hauptkäuferin“ erkannt hatten und „deshalb dem weiblichen Geschmack“ entgegenkamen.<sup>42</sup> Mit dem Klischee von der „Herrschaft der Frau“ in den USA nahm Briefs einen weiteren Topos auf, der die deutsche und europäische Amerikaliteratur der zwanziger Jahre durchzog. Antiamerikanische Autoren gerieten angesichts des amerikanischen „Matriarchats des Geistes“ in Rage und warnten vor einer „Girlokratie“ als Folge der Amerikanisierung. Adolf Halfeld widmete dem „Kulturfeminismus“ in den USA ein ganzes Kapitel seines Buches.<sup>43</sup> Die wenigen Frauen dagegen, die in der Amerikanismusdebatte das Wort ergriffen, bewunderten die „bevorzugte Stellung“, die das „weibliche Geschlecht“ in den USA einnehme und sahen sie ausdrücklich als Vorbild für Deutschland.<sup>44</sup>

#### Ambivalenzen der Amerikabilder

Der Bericht über Briefs Vortrag in der Augsburger Post-Zeitung veranschaulicht sehr gut das Spektrum der Themen und Topoi, die in einer Vielzahl von Veröffentlichungen zur „Amerikanisierung“ in der Zwischenkriegszeit diskutiert und erörtert wurden. Zugleich zeigt er aber die Schwierigkeiten, die bei der Interpretation und Einordnung dieser Amerikanisierungsdebatten in Deutschland entstehen können. Zunächst war Briefs keineswegs ein ausgesprochener Antiamerikanist, obwohl er in seinem Vortrag kaum ein gutes Haar an der amerikanischen Gesellschaft ließ und einen fast lückenlosen Mängelbericht des „Amerikanismus“ vorlegte: allein die „Klassenlosigkeit“ erschien im nationalen Vergleich als Vorzug der USA gegenüber Europa. Allerdings bemerkte der Autor der Augsburger Post-

---

<sup>42</sup> Stattdessen sei „die Freudsche Psychoanalyse [...] zur Lebensauffassung des Durchschnitts geworden.“ Zur Rezeption Freuds in den USA siehe Nathan G. Hale Jr., *The Rise and Crisis of Psychoanalysis in the United States. Freud and the Americans, 1917–1985*, New York und Oxford 1995.

<sup>43</sup> Halfeld, *Amerika und der Amerikanismus*, S. 209–227. Siehe Herman George Scheffauer, *Das geistige Amerika von heute*, Berlin 1925, S. 40; Günther, *Der Amerikanismus und die Amerikanisierten*, S. 424.

<sup>44</sup> Alice Salomon, *Kultur im Werden. Amerikanische Reiseindrücke*, Berlin 1924, S. 69–71.

Zeitung am Ende seines Artikels – sehr kurz und eher versteckt –, dass Briefs seinen Vortrag mit ausgesprochen positiven Bemerkungen über den Charakter des amerikanischen Menschen geschlossen hatte. Vom alltäglichem Humanismus der Amerikaner könnten die Europäer in der Tat viel lernen, so Briefs – der Berichterstatter der Augsburger Postzeitung erscheint also als der eigentliche Antiamerikanist, nicht Briefs, der typisch akademisch ein ausgewogenes Urteil abgab, um seinen Vortrag mit einem großen Lob an den allgemeine Charakter der Amerikaner zu beenden.

Briefs war auch keineswegs ein Gegner von Fordismus und Rationalisierung, vielmehr stimmte er der von Gottl-Ottlilienfeld entworfenen Dichotomie zwischen „gutem“ Fordismus und „schlechtem“ Taylorismus ausdrücklich zu. An Ford lobte er, dass dieser „die amerikanische Arbeitsrationalisierung aus der Taylorschen Überspitzung herausgeführt“ habe, „indem er die Arbeit in den großen Rhythmus der fließenden Fertigung einbaute“. Bei Ford werde die „Profitidee“ mit der „sozialen Dienstidee“ untrennbar verbunden. Er sei damit „der erste Kapitalist, der den sozialen Potenzen des Kapitalismus ernsthaft nachspürte“. Auf diese Weise, so Briefs, überwinde gerade der Fordismus die kühle, kalkulierende Oberflächlichkeit der Ingenieursdoktrin Taylorismus und werde zu einer echten Kulturkraft, die den Menschen als Ganzes umfasse und anerkenne.<sup>45</sup> In diesem Sinne war Briefs aktiv an der wirtschaftlich-technologischen „Amerikanisierung“ Deutschlands beteiligt: in seiner Zeit in Berlin gründete er zusammen mit Paul Riebensahm, einem ebenfalls kundigen Amerikafahrer, das Institut für Betriebssoziologie und soziale Betriebslehre.<sup>46</sup> Die Ambivalenz gegenüber Amerika und dem Amerikanismus schlug sich auch in Briefs' weiterem Lebensweg nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wider. Im Gegensatz zu Adolf Halfeld, dessen Amerikabuch Briefs gut gekannt zu haben scheint und der 1932 nach langem Auslandsaufenthalt nach Deutschland zurückkehrte und seine Karriere nahtlos fortsetzte, verließ Briefs 1934 Deutschland und wanderte zunächst nach Italien, dann in die USA aus. 1937 wurde er Professor für Wirtschaftswissenschaften an der katholischen Georgetown University.

---

<sup>45</sup> Götz Briefs, „Rationalisierung der Arbeit“, in: Industrie- und Handelskammer Berlin (Hg.), Die Bedeutung der Rationalisierung für das deutsche Wirtschaftsleben, Berlin 1928, S. 32–52; abgedruckt in: Peter Hinrichs und Lothar Peter (Hg.), Industrieller Friede? Arbeitswissenschaft und Rationalisierung in der Weimarer Republik, Köln 1976, S. 131–147, hier 138–39. Briefs war ausserdem Autor eines „Anti-Spengler“, in dem er dem Autor des „Untergang des Abendlandes“ Nihilismus nachwies und vorwarf: Götz Briefs, Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler, Freiburg i. Br. 1920.

<sup>46</sup> Paul Riebensahm, Der Zug nach Amerika. Gedanken einer Amerikareise 1924, Berlin 1925.

Ambivalenz, zumindest Mehrdeutigkeit und Uneinheitlichkeit müssen als kennzeichnende Elemente der Amerikanismusdebatten angesehen werden, trotz aller ermüdenden Wiederholungen von Klischees und stereotypen Urteilen über Amerika und die Amerikaner. Trotz der verbreiteten Ängste vor der amerikanischen „Rekolonisierung“ Europas, die zur gesellschaftlichen Nivellierung und kulturellen Verflachung führen würde, schreckte eine Vielzahl von Autoren doch vor der eindeutigen und einseitigen Diffamierung Amerikas, wie sie Halfeld vertrat, zurück. Auffallend ist drüber hinaus, dass sich in der selben Zeitung positive und negative Berichterstattung nebeneinander finden lassen. An einem weiteren Beispiel aus der Augsburger Presse lässt sich dieser Punkt illustrieren. Toni Harten-Hoencke (1872–1941) war die erste Ehefrau des Amerikakundlers Friedrich Schönemann (1886–1956) und als Publizistin, Schriftstellerin und Übersetzerin amerikanischer Literatur tätig.<sup>47</sup> In der Augsburger Post-Zeitung, deren Korrespondent Götz Briefs‘ Ausführungen über das „Kulturproblem Amerikas“ so lautstark zugestimmt hatte, veröffentlichte sie 1929 eine Glosse über „Amerikanische Wohltätigkeit“, die bewusst einen Kontrapunkt zu überzogenen Klagen über „Amerika und den Amerikanismus“ setzen sollte. So schrieb Harten-Hoencke: „Vom schlimmen, extravaganten, verrückten, zurückgebliebenen und ultramodernen Amerika hören wir fortwährend. Tolle Sachen. Immer noch toller als bei uns. Aber vom besseren, soliden, hilfreichen, wohltätigen Amerika wissen wir noch lange nicht genug, um uns ein einigermaßen richtiges Bild des ganzen machen zu können.“<sup>48</sup>

Den Berichten über ausbeuterische Kapitalisten und korrupte Politiker stellte Harten-Hoencke in der Augsburger Post-Zeitung gezielt Beispiele amerikanischer Wohltätigkeit und Philanthropie gegenüber. In einem Beitrag, der im gleichen Jahr in der Zeitschrift *Der Türmer* erschien, kritisierte Harten-Hoencke lautstark die Meinung, der in Europa grassierende Materialismus und der Niedergang der Kultur seien die Folge der „Amerikanisierung“: „Aber die Geldgier! Die Oberflächlichkeit! Die Massenkultur. Die Pietätlosigkeit. Kommt denn das etwa nicht aus Amerika? Nein!“ „Materielle, berechnende, oberflächliche, leichtsinnige, vergnügungssüchtige Leute“ habe es in Deutschland schon immer in großer Anzahl gegeben, und stets habe sich die Vätergeneration über die Verirrungen der Jugend entrüstet. Die „immer größere Industrialisierung“, die „Massenproduktion“ und die „Normierungstendenz“ seien

---

<sup>47</sup> Siehe etwa Ernest Pascal, *Spiel mit der Ehe*. Roman, aus dem Amerikanischen übersetzt von Toni Harten-Hoencke, Berlin 1928; Toni Harten-Hoencke, *Karolas Entschcheidung*. Zeitroman, Berlin 1929.

<sup>48</sup> Toni Harten-Hoencke, *Amerikanische Wohltätigkeit*, in: *Augsburger Post-Zeitung*, 21. April. 1929, S. 1.

Zeichen eines allgemeinen „Weltfortschritts“, nicht aber des Amerikanismus.<sup>49</sup> Die Legende von der „Herrschaft der Frau“ in den USA, die kulturkonservative Kritiker ausgebreitet hatten, ließ Harten-Hoencke ebenfalls nicht unkommentiert.<sup>50</sup>

## Fazit

In den Debatten um den „Amerikanismus“ und die „Amerikanisierung“ spiegelte sich die gewachsene Bedeutung der USA als internationale Macht *sui generis*, die nach dem Ersten Weltkrieg aufgrund ihrer enorm gesteigerten Wirtschafts- und Finanzkraft eine zuvor unbekannte Schlüsselposition in der internationalen Politik einnahmen.<sup>51</sup> Zugleich diente die amerikanische Gesellschaft deutschen und anderen europäischen Beobachtern und somit auch der Augsburger Presse als Vehikel zur Auseinandersetzung mit der „Moderne“ schlechthin, in all ihren vielfältigen und widersprüchlichen Manifestationen in Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft. Die Chiffre „Amerika“ verwies also gleichzeitig auf eine real existierende Gesellschaftsformation wie auf die Projektionen und Imaginationen ihrer europäischen Beobachter. Unter der Überschrift „Amerikanisierung“ konnten daher ebenso Diskussionen über Massenproduktion, Standardisierung und Konsum geführt werden wie über Unterhaltungsfilm, Modetänze und Jazzmusik: das Schlagwort „Amerikanismus“ lieferte hierfür die verbindende Klammer. Kulturkritiker sahen in allen diesen Phänomenen Anzeichen für den Niedergang Europas, für die fortschreitende Verflachung und Kommerzialisierung von Gesellschaft und Kultur. Als Hauptschuldigen für diese tiefe Krise machten viele Kritiker die USA aus, die den Aufstieg der Massen aktiv vorantrieben und damit für die Krise des selbstbestimmten, rationalen, schöpferischen – und männlichen – Individuums verantwortlich seien.<sup>52</sup> Als Amerikakritik

---

<sup>49</sup> Toni Harten-Hoencke, „Amerikanismus als Schlagwort“, in: *Der Türmer* 31 (1929), S. 308–312, hier 310–311.

<sup>50</sup> Toni Harten-Hoencke, *Amerikanische Frauenleben*, in: *Süddeutsche Monatshefte* 26 (1929), S. 660–664.

<sup>51</sup> Frank Costigliola, *Awkward Dominion. American Political, Economic and Cultural Relations with Europe 1919–1933*, Ithaca, NY und London 1984.

<sup>52</sup> Siehe die mittlerweile klassische Darstellung von Detlev J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1987; Kritisch zum Topos des allgemeinen Krisenbewusstseins in der Weimarer Republik Moritz Föllmer und Rüdiger Graf (Hg.), *Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters*, Frankfurt a. M. 2005.

getarnte allgemeine Kultur- und Gesellschaftskritik dieser Art war dabei nicht auf die Hauptstadt Berlin als dem anerkannten Zentrum des deutschen Amerikanismus beschränkt, sondern lässt sich, wie hier an Beispielen aus der Augsburger Tagespresse der zwanziger Jahre gezeigt wurde, auch in den Regionen und Ländern des deutschen Reiches in seiner ganzen Bandbreite nachzeichnen.

Inhaltlich brachte die Amerikanismusdebatte der zwanziger Jahre wenig Neues: in vielem war sie eine Wiederauflage von Diskussionen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als europäische Beobachter die Entwicklung der USA zu einer selbstständigen und ernstzunehmenden Großmacht aufmerksam registriert und ausführlich kommentiert hatten. In den zwanziger Jahren wurden viele altbekannte Themen erneut aufgenommen, nun aber, im Vergleich zur „guten alten Zeit“ vor dem Weltkrieg, unter verschärften Bedingungen diskutiert: Die selbstbewusste Gelassenheit, mit der deutsche Beobachter im Kaiserreich den Aufstieg der USA zu einer Wirtschafts- und Weltmacht kommentiert hatten, wich in der Zwischenkriegszeit einer alarmierten Überfremdungsangst, die sich gegen die volkstümliche Begeisterung für amerikanische Technik und Unterhaltungskultur wandte, und dazu auf die unerträglichen Kosten solcher „Amerikanisierung“ für deutsche Gemüts- und Geisteskultur hinwies.<sup>53</sup>

Der kurze, aber heftige „Amerikataumel“, der in den zwanziger Jahren vorübergehend auch die Augsburger Publizistik ergriffen hatte, fand mit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise sein Ende, als mit dem Niedergang der amerikanischen Wirtschaft der Hauptgrund sowohl für die Faszination wie für das Drohpotential der Amerikanisierung verschwand. Die zentralen, viel älteren Bilder und Klischees, die die Amerikanismusdebatte konturiert hatten, wurden dagegen nicht aufgegeben, sondern transformiert und erneut den veränderten historischen Gegebenheiten angepasst: „In der Verwendung des Begriffes ‚Amerikanismus‘ stellte das Jahr 1933 keinen Einschnitt dar. Die große Desillusionierung hatte schon vor 1933 begonnen, und die seit dem Kaiserreich bestehende ambivalente Haltung gegenüber dem Amerikanismus überdauerte die Machtübernahme durch den Nationalsozialismus.“<sup>54</sup>

---

<sup>53</sup> Siehe hierzu Schmidt, *Reisen in die Moderne*; Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten*.

<sup>54</sup> Gassert, *Amerika im Dritten Reich*, S. 148.